



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., I.: Theater und Politik.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## T h e a t e r u n d P o l i t i k .

### I.

#### Der Prinz von Homburg.

Ich war neugierig, wie das Leipziger Theaterpublikum ein Stück aufnehmen würde, das als eine Apotheose des specifischen Preußenthums angesehen werden kann. Es ging, man ließ sich hinreißen von dem Geist echter Poesie, der lebensvoll in dieser Dichtung athmet, und vergaß die Partei, vergaß den „souveränen Unverstand,“ vergaß, daß es sich gerade in diesem Augenblick um die Anerkennung jenes Geistes durch die deutsche Nationalversammlung handelt, und daß die sächsischen Kammern vor ein paar Tagen laut dagegen protestirt hatten. Zum Glück hatte Preußen unter dem großen Kurfürsten noch nicht seinen Namen, und „Brandenburg“ klingt so fremdartig wie Andalusien; bei den uckermärkischen Branden denkt man nicht gleich an die Gardelieutenants von Potsdam. Als zum Schluß nun gar „Germanien“ für „Brandenburg“ interpolirt wurde: „In Staub mit allen Feinden Germaniens!“ da fand der Jubel kein Ende, trotz des schlechten Jambus.

Der Theaterdirector eines östreichischen Landstädtchens wollte den Wilhelm Tell aufführen. Eine höher gestellte Person erstaunte über die Idee, aber der Director versicherte schmunzelnd, er habe durch eine wohlangebrachte Aenderung das Gift des Radicalismus vollständig aus diesem sonst so vortrefflichen Stücke ausgemerzt. Die höher gestellte Person wurde neugierig und sah sich die Probe mit an; zu ihrem Erstaunen ging Wort für Wort das Schillersche Drama über die Bretter, mit all den politischen Rehereien, die der junge enthusiastische Freiheitsdichter in die Welt geschleudert. Sie wußte nicht, was sie dazu denken sollte, bis es zum Schluß kam, und der Chor, anstatt des Verses: „Es lebe Tell, der Schütz und der Erretter!“ in die Worte ausbrach: „Es lebe Oestreich! Tell ist ein Verräther!“ — In Staub mit allen Feinden Germaniens!

Kein Volk hat eine so determinirt künstlerische Richtung als das deutsche. Bei den Franzosen blickt jedes Auge über den engen Horizont der Bühne hinaus auf die Straße, wo in heißem Gewühl das Volk sich freiheitslüstern drängt und an den Grundsteinen des alten Staatsgebäudes mit frecher Hand rüttelt. Es ist ihnen nicht um den Sinn der Dichtung zu thun, sie lauschen den Stichwörtern des Tages. Bei den heurigen Republikanern macht Racine's „Athalia“ Glück. Ist etwa der alte jüdisch-christliche Fanatismus bei ihnen wieder wach geworden? dürsten sie aufs Neue nach dem unreinen Blut der Götzendiener, die, in sinnliche Freuden verstrickt, den Blick an die Erde gebannt, nur um Heut' und Morgen

sich kümmern, und von dem schrecklichen Abgrund nichts wissen wollen, aus welchem die Ewigkeit hervorläuscht? Nein, sie sehen nur den schönen Knaben, den Erben des alten angestammten Königshauses, der im Triumph geleitet von seinen siegreichen Kriegern, den Fuß auf den Nacken niedergeworfener Rebellen setzt. Und unwillkürlich richten sich ihre Gedanken in die Ferne, nach dem verbannten Knaben in den Bergen Thüringens, den der aufrührerische Pöbel von Paris aus dem Vaterlande vertrieben. Was ist ihnen Zion, was der heilige Tempel des alten Jehovah, daß sie frohlocken sollen über die Siegeshymnen der Leviten? Sie kennen nur die „große Nation“ und ihre Geschenke, und ihre Thräne wie ihr Jubel gilt nur dem eignen Loos.

Der Deutsche hat sich nun in die Politik verloren, aber die stille Welt der Kunst bleibt ihm heilig. Wenn die Farbe nicht zu dick aufgetragen ist, so fühlt er die Anspielung nicht heraus. Der „Tyranne“ Friedrich Wilhelm, gegen den seine Clubs donnern, den seine Schmutzblätter mit Koth bewerfen, dem seine Repräsentanten ihr officiellcs Mißtrauen ausdrücken, gegen den seine Regierung selber intrigürt — der sächsische Philister hat ihn vergessen, wenn er ins Theater geht; er ist im siebzehnten Jahrhundert, und denkt nicht weiter daran, daß des großen Kurfürsten Haus und sein Kriegerstaat noch gedeihen und wachsen und daß man im Herzen Deutschlands ernstliche Anstalten macht, die glänzende Prophezeiung, mit welcher Natalie die Hohenzollern begrüßt, in Erfüllung gehn zu lassen.

Erst seitdem wir einen freieren Blick in unsre eigne Lage errungen haben, kommt der Umstand unserer früheren Zustände vollständig ans Licht. Ich kenne kein dichterisches Werk, in welchem eine edlere Begeisterung für das Vaterland athmete — das einzige Medium, das Volk mit seinen Fürsten nicht blos äußerlich zu einigen — und doch war es von den preussischen Hofbühnen verbannt, weil es gegen die Etikette war, einen Verwandten des regierenden Hauses auf die Bretter zu bringen! Engherzige Pruderie des modern protestantischen Staates! Der Katholik sieht seine Heiligen, die Jungfrau Maria nicht ausgeschlossen, auf der Bühne mit derselben Andacht, mit der er sich in der Kirche vor ihrem Bilde niederwirft; er ist nicht mehr von dem jüdischen Aberglauben besessen, daß der Anblick des Herrn tödtlich sei. Wir sind spröde geworden, weil wir uns selber nicht mehr trauen. Selbst an seinem Jubelfeste darf Friedrich der Große nur hinter der Scene die Flöte spielen, in eigner Person darf er in seinem Feldlager nicht erscheinen. Die Poesie gilt für eine leichtfertige Kokette, man thut schön mit ihr, aber man traut ihr nicht.

In den Zeiten der Censur galt es für malhonett, die Könige zu loben; mit Recht. Man soll nicht loben, wenn man nicht tadeln darf. Im freien Staat muß es anders werden. Der „beschränkte Unterthanenverstand“ durfte nicht patriotisch sein, sonst wurde er gemein; im freien Kampf dagegen darf man wieder

für die Krone einstehn, denn sie ist das Symbol einer sittlichen Idee. — Kehren wir zu unserm Gedicht zurück.

Kleist ist der Anlage nach einer der glänzendsten Dichter unserer Nation; dennoch machen seine Werke im Ganzen keinen wohlthuenden Eindruck. Mitten im Rausch der herrlichsten Poesie durchbebt uns oft ein unheimlicher Frost; wir werden um so mehr verstimmt, weil wir dennoch gefesselt bleiben. Im „Schroffenstein,“ im „Kohlhaas“ verläuft sich der verständige und tief angelegte Plan plötzlich in einem wunderlichen Irrgarten der Mystik; im „Räthchen“ und der „Penthesilea“ wird der schönste Zauber der Darstellung an eine krankhafte Leidenschaft verschwendet: dort erscheint die Liebe hündisch, hier tigerartig bacchantisch. In der „Hermannschlacht“ ahnen wir den zornigen Blick und den nervigen Arm des Helden, aber er ist in schmählischen Fesseln, und aus dem freien Heldemuth wird ein bitterer, verbissener Grimm. Der „Prinz von Homburg“ wird mit Recht als das beste seiner dramatischen Werke gerühmt, aber auch hier mischt sich das fremdartige Element einer somnambul unreifen Stimmung in den Ernst des sittlichen Conflicts und trübt seine Reinheit. Und bei Kleist sind die Fehler um so bedenklicher, da sie aus seinem Innersten entspringen und tief in den Organismus seiner Gestalten verwebt sind; man kann nicht schneiden, ohne ihren Lebensnerv tödtlich zu verletzen.

Man wird Kleist würdigen, wenn man ihn als Product seiner Zeit betrachtet, des Faustischen Dranges, der seine Naivetät verloren hatte. In der Revolution hatte sich practisch, in der Philosophie theoretisch der Glaube an das Ideal verzehrt, es war nichts herausgekommen und der Geist war an sich selber irre geworden. Man verlor sich in die trübe Mystik eines unennbaren, unfühlbaren, unbegreiflichen Ideals. Auf die stolze Selbstvergötterung der Fichteschen Zeit folgte das polyphenartige, irre Suchen der Naturphilosophie; die Apotheose der Dämmerung. Aus dem Freiheitsdrang entwickelte sich die Romantik der specifischen Nationalitäten. Ueber Goethes helle Lebensweisheit breitete sich das trübe Grau des Tages. Ein neumodisch raffiniertes Christenthum, eine erkünstelte nervöse Abspannung wurde die Modekrankheit. Schwächere Charaktere gestatteten diese Nichtsnutzigkeit des Lebens mit großer Naivetät zu idealen Bildern, an die sie glaubten; stärkeren fraß der Zweifel an's Herz. Lord Byron ist ein Geistesverwandter Kleist's; aber der Britte, in Mitten eines großen, bewegten und verständigen Lebens mußte seine Krankheit lediglich ins Gemüth werfen; er schildert nur die subjective Verkehrtheit, er weiß, daß sie verkehrt ist, die sittliche Welt ruht ihm in festen Angeln; der deutsche Dichter dagegen hat bei dem tiefsten Gefühl an das lebendige Recht und bei dem innigsten Glauben Augenblicke, wo ihm die Welt verkehrt vorkommt. Der latente Wahnsinn, der sein Leben vergiftete und ihn endlich zum Selbstmord trieb, tritt dann hervor; und das wirkt dann um so peinlicher, da er immer den Anschein der Objectivität beibehält. Er läßt sich

nie lyrisch gehen, er bricht nie in Verzückungen aus, auch im Uebermaß der Empfindung bewahrt er die Form. So können wir uns im ersten Augenblick das Mißvergnügen nicht rechtfertigen, das wir empfinden müssen, und um so fremder kommt uns eine Weltanschauung vor, die wir nicht mit dem Stempel zufälliger Erregtheit brandmarken dürfen.

Der sittliche Conflict im „Prinzen von Homburg“ ist einfach und wahr. Schiller hat ihn im „Kampf mit dem Drachen“ dargestellt. Die freie Heldenkraft empört sich mit dem subjectiven Bewußtsein ihrer Berechtigung gegen die sittliche Ordnung, der alte Stoff der heidnischen Tragödie. Das Heidenthum kannte noch keine Lösung, *lex est res surda et inexorabilis*, das Gesetz duldet keine Vermittelung, eben so wenig die Nemesis, der abstracte „Reid der Götter.“ Die neue Zeit gibt dem freien Bewußtsein das Recht, sich selbst zu richten und damit zu befreien. Das Gesetz hat nur noch den Schein der unnahbaren Strenge:

„Muth zeigt auch der Mameluck;  
Gehorsam ist des Christen Schmuck,“

ruft der Meister dem Helden zu, als er ihn aus dem Orden stößt, weil er wider das Gesetz das Vaterland gerettet; als er aber in Erkenntniß seiner Schuld sich der Strafe unterwirft, gibt er ihm das Kreuz wieder zurück:

— „es ist der Lohn  
Der Demuth, die sich selbst bezwungen.“

Es wäre höchst roh, es nun so zu nehmen, daß der Meister nur gerührt werde über die Bescheidenheit des bestrafteu Jünglings, und nun mit edler Willkür ihm verziehe, da er ihm eben so gut auch nicht hätte verzeihen können. Diese Freisprechung nach dem Bekenntniß der Schuld ist vielmehr sittliche Nothwendigkeit; der Heide Ajax mußte sich tödten, weil seine Schuld ihm äußerlich blieb; der Moderne findet die Versöhnung in sich selbst.

In unserm Drama ist dieser sittliche Conflict, den der lyrische Dichter nur skizzenhaft andeuten konnte, auf das lebensvollste ausgeführt. Der Prinz, im Drange seines Heldengefühls und in dem voreiligen Glauben an seine bessere Einsicht, verlegt den Plan, der das Ganze der Schlacht leiten soll. Das Glück und seine Tapferkeit geben diesem Uebermuth einen günstigen Ausgang; er schlägt die Feinde, und stellt sich mit den erbeuteten Fahnen im stolzen Gefühl seines Sieges und des geretteten Vaterlandes dem Fürsten dar. Als dieser ihm den Degen abnimmt, ist sein erstes Gefühl Bitterkeit über die Pedanterie des Gesetzes, welches die freie Genialität nicht anerkennt. Er hat Unrecht, denn es kommt nicht auf den einzelnen Erfolg an, sondern auf den Geist der Ordnung und des Gesetzes, der die Ewigkeit des Staates sichern soll. Als er zu sich selbst gekommen ist, verfällt er in den zweiten Fehler, die Sache zu leicht zu nehmen; er läßt seinen Arrest der Form wegen gelten, und rechnet auf schnelle Begnadigung. Noch hat ihn der Ernst des Gesetzes nicht durchschauert, dieser Ernst darf aber nicht fehlen, wenn

eine sittliche Stärkung erfolgen soll. Der Fürst überläßt ihm selbst das Urtheil, und dieses Ehrgefühl, genährt in den Formen eines lebendigen, sittlich geordneten Staatswesens, erhebt ihn über den Troß der Selbstsucht, wie über die unmittelbaren Schrecken des Todes. Man mag die Scene, in der seine Todesfurcht sich ausdrückt, widerlich finden — sie ist es namentlich deshalb, weil man bei dem Soldaten überall der äußerlichen Haltung gewärtig ist — sie ist aber nothwendig, wenn nicht die ganze Entwicklung in ein Spiel auslaufen soll. Der Prinz wie das ganze Heer, das ihn vergöttert, muß fühlen, daß es sich hier um etwas mehr handelt, als um eine bloße Form, sie müssen das volle Gewicht und das volle Recht des Urtheils fühlen, und tief in sich aufnehmen, ehe die Freisprechung erfolgen kann. Sie muß aber erfolgen, denn in dem echten Kriegerstaat, der uns hier dargestellt wird, waltet nicht die abstracte Disciplin; die freie Heldenthat hat auch ihr Recht, sobald sie ihre Schranken erkennt. Das Heer soll keine leblose Maschine sein, aber ebenso wenig ein zügelloser Haufe, wo Jeder seinem Gelüste folgt.

Wie schade ist es nun, daß dieser klare Gang der Entwicklung durch eine abgeschmackte Liebelei und ein unbestimmtes sonnambules Wesen sich verwirrt; um so schlimmer, je reizender diese falschen Auswüchse aussehen, je inniger sie sich in die Lebensadern der Handlung verweben. Das Uebermaß des kriegerischen Feuers kann seine Entschuldigung finden, die leere Träumerei eines verliebten Wandlers aber darf ein Feldherr nicht dulden. Ein zierlicher Rahmen für ein Schäferspiel, aber unanständig für eine Tragödie.

Sehen wir aber von diesem krankhaften Auswuchs ab, der bei Kleist nie fehlt, so waltet in diesem Stück ein gesundes, frisches Kriegerleben, eine in sich abgeschlossene heitre Welt, die auch eines Radicalen Herz erfreuen kann, wenn er es auf der Bierbank nicht vollständig ausgegeben hat. So lange man das kriegerische Königthum, die Gardeleutnants und was sonst an ihnen hängt, außer sich sieht, hat man nicht viel Respect davor; höchstens imponiren sie in Masse, bei dem Einzelnen aber erwartet man keine freie Individualität hinter der geschnürten Uniform. Dieses Paradowesen ist aber auch nur die Caricatur des echten Kriegerlebens, wie es uns mit frischem Athemzug aus diesem Gedicht anweht. In der Mitte der Fürst, der mit verständigem Ernst die Zügel des Staats in starken Händen hält, um ihn die treuen Kampfgenossen, die ihn verehren, ohne seine Knechte zu sein — das trauliche Du ist eine kühne, aber sehr glückliche Wendung des Dichters, der es versteht, objectiv zu sein, ohne sich an das roh Aeußerliche der Zeit, ihre verdrehte Sprache u. s. w. zu halten — ein gegenseitiges Vertrauen ohne Aufgeben der Selbstständigkeit; auffahrende Fiße, wie es Kriegern ziemt, und doch strenge Loyalität.

Und woher die Frische, die jugendlich warme Lebendigkeit dieses Bildes? Kleist konnte von seinen Gestalten sagen, wie Tasso: Es sind nicht Schatten, die

der Bahn erzeugte; ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind. Wer sich eine Vorstellung machen will von dem eigenthümlichen preussischen Patriotismus, der studire den „Prinzen von Homburg.“ Ueberall anderwärts bezieht er sich auf die nationale Erinnerung oder geradezu auf die Localität; in Preußen lediglich auf den Staat. Der preussische Patriotismus ist entschieden royalistisch, weil Preußen ein Erzeugniß des Königthums ist. Ein Geschlecht ruhmvoller Kriegsfürsten hat sich einen Staat erobert, und es endlich dahin gebracht, das ganze Volk mit kriegerischem Geist zu erfüllen. Die auf polizeiliche Zwecke gerichtete Bürgermiliz findet in Preußen keinen rechten Boden, aber in dem rein militärischen Institut der Landwehr zeigt sich die Befähigung des Volks.

Preußen ist immer royalistisch gewesen, aber nie servil. Erst hat sich der Adel mit seinem Kurfürsten herumgeschlagen, dann haben die Städte sich empört. Es kam nicht zur bloß äußerlichen Unterwerfung; der Adel wie der Bürger fand innerhalb des Königthums seine Berechtigung. An die alten Reste des dualistischen Staats, die Provinzialstände, knüpfte sich zugleich die Idee des neuen Staats; gelingt es, in den constitutionellen Formen das Königthum mit dieser alten berechtigten Opposition zu versöhnen, so ist das Königthum für Preußen gerettet und Preußen mit ihm.

Wohl begreiflich ist der Patriotismus des Amerikaners, des Schweizers, der in dem Staat nichts anders sieht als eine Garantie seiner persönlichen Freiheit. Auch die harte, knöcherne Selbstständigkeit, die Sprödigkeit des Hinterwäldlers hat ihre Berechtigung. Aber man sei nicht einseitig, man verkenne nicht den edlern Geist jener andern Vaterlandsliebe, die sich an eine positive Idee knüpft, an eine Fahne, die noch ein höheres Symbol enthält als die bloße Anerkennung der individuellen Sicherheit. Kriegerische Republiken, wie Rom und Venedig, haben dasselbe Gefühl der Ehre und Loyalität in sich erzeugt; das Erbkönigthum ist nur der vollendete Ausdruck dieser Gefühlsrichtung, die sich an ein Bleibendes, Bestimmtes — die verkörperte Idee des Staats — zu knüpfen strebt.

Das Preußenthum ist der Idee Deutschlands nicht feindlich. Preußen ist kein geschlossener Staat; von seiner ersten Existenz an hat es das Streben, sich zu Deutschland zu erweitern. Wenn das moderne specifische Deutschthum die Einheit des Vaterlandes nur dadurch zu realisiren hofft, daß Preußen untergeht, so ist nur scheinbar des republicanische Princip die Quelle dieses Hasses; kommt es zum bestimmten Ausdruck, so wird die deutschrepublikanische Maske abgeworfen, und der jämmerliche Kleinstaatler mit seinem engherzigen, hohlen und leeren Winselfpatriotismus steckt dahinter. Herr Schaffrath, Herr Weller und die bairischen Jesuiten reichen sich brüderlich die Hände. — Was Oestreich betrifft, so sei es mir erlaubt, noch einmal auf unsern Dichter zurückzugehen.

Kleist war ein ebenso guter Deutscher, als guter Preuße. Der Franzosenhaß war damals das gemeinsame Medium, in dem beide Empfindungen sich be-

gegneten. In der „Hermannschlacht“ hat er die ganze Gluth seiner vaterländischen Begeisterung ausgeströmt. Es ist nicht Augustus, nicht Varus und seine Legionen, denen dieser Haß gilt; es ist Napoleon und die Werkzeuge seiner Tyrannei. Wie wendet er die alte Geschichte?

Im Norden Deutschlands herrscht ein mächtiger Kriegerfürst, Armin, im Süden der große Marbod, in engen Verhältnissen zum römischen Kaiser; in der Mitte eine Reihe kleiner Fürsten, die theils im römischen Rheinbund Ehre und Erwerb suchen, theils in unsicherer Vereinzlung verkümmern. In der allgemeinen Rathlosigkeit faßt Armin ohne Zuziehung der übrigen den großen Plan, die Legionen des Varus und damit die Römerherrschaft überhaupt zu vernichten. Aber ohne Marbods Hilfe ist er zu schwach; um den stolzen König zu gewinnen, bietet er ihm die Krone Deutschlands an, und beugt nach der Schlacht vor ihm das Knie. Marbod wird gerührt, der Patriotismus drängt den Trotz der Selbstständigkeit zurück und er ruft den Retter Germaniens zum König der Deutschen aus. Mit den kleinen Fürsten, die sich an Rom verkauft, und nun auf das Recht ihrer Souveränität pochen, wird kurzer Proceß gemacht; es wird ihnen, den Rheinbündlern, der Kopf abgeschlagen.

Ein böses Omen! die Geschichte erzählt es anders. Marbod blieb den Römern treu und sein Reich fiel als Beute den Fremden; nur das eigentliche Deutschland wußte der nordische Kriegsfürst frei zu halten. Freilich wehten gemeinsam die österreichischen und preussischen Fahnen den allirten Heeren voran, als sie die Franzosen vom deutschen Boden verjagten, aber das war nicht ein bloß deutscher Krieg, es war die Erhebung der unterdrückten Nationen gegen den gemeinsamen Unterdrücker. Sollte auf's Neue der Feind den Rhein überschreiten, so werden Oestreichs und Preußens Heere wieder zusammenstehn, denn mächtiger noch als die gemeinsamen Sympathien verbünden sie die gemeinsamen Interessen.

Ohne diesen äußern Zwang wird aber der Norden mit dem Süden sich niemals einigen, denn eine solche Einigung läuft wider die Natur der Verhältnisse. Unsere Geschichte weist uns eine andere Bahn. Die kleinen Fürsten mögen widerstreben, ihre „Völker“ mögen sie vorwärts treiben auf der Bahn des Particularismus, so weit es geht; die Nothwendigkeit werden sie nicht zwingen. Der kriegerische Marbod kann für sich den Italienern trotzen, die Schlagadern des deutschen Herzens gehn nach Norden. Gegen den Osten und den Westen werden die verbrüderten Stämme sich gemeinsam zu behaupten wissen.

Preußen wird nicht österreichisch werden. Es kann es nicht, auch wenn seine Machthaber es wollten. Oestreich selber kann es nicht wünschen, wenn es zu sich selbst kommt. Noch weniger aber wird Preußen dem corrosiven Einfluß des Radicalismus unterliegen, der jede Macht untergraben möchte, um freie Hand zu seinen knabenhaften Gelüsten zu haben. Hätte Preußen vor zwei Jahren sich constituirt, so wäre schon heute Deutschlands Geschichte eine andere. Daß es nicht

geschehn ist, und warum es nicht geschehen, hat uns unsre royalistische Gesinnung sehr erschwert. Die Gefahr war groß, auch die besten Patrioten zweifelten an der fernern Lebensfähigkeit des Staats. Aber die Erinnerung an Friedrich den Großen war noch nicht verloren, noch nicht erloschen der Stern der Hohenzollern. Preußen hat sich wieder gefunden — schon die Wahlen sind eine Bürgschaft dafür; und in dem freien Staat wird die alte sittliche Gesinnung wieder geboren werden, auf die allein das Deutschland der Zukunft sich gründen darf, und die uns berechtigt, mit Kleist und den Kriegern des großen Kurfürsten auszurufen:

In Staub mit allen Feinden Brandenburg's!

## 2.

## Minna von Barnhelm.

Wieder ein Soldatenstück! und zwar diesmal aus der legitimen Popszeit. Ein Wachtmeister, der in der Rührung seines Herzens den geliebten Major bittet, ihm doch hundert Fuchteln geben zu lassen, aber dann ihm wieder gut zu sein; ein Bedienter, der seine Treue mit der eines Hundes vergleicht, der trotz aller Fußstöße und sonstigen unfreundlichen Behandlung dem Herrn nachgeht. So empfinden wir nicht mehr, und das ist auch gut. Das Hundewesen mußte aus den menschlich sittlichen Verhältnissen entfernt werden, wie viel naturwüchsige Gemüthlichkeit sich auch dahinter verstecken mochte.

Die Pointe des Stücks ist, wie in der Emilia Galotti, der kategorische Imperativ der Pflicht: das Gebot der Tugend, welches mit dem Herzen in Widerspruch steht. Lessing hat sich mit der Kantischen Philosophie nicht viel abgegeben, aber die innere, unvermittelte Uebereinstimmung des Dichters mit dem Philosophen verräth die naturgemäße Bildung ihrer Probleme. Das geistige Recht des Guten ist ein fremdartiges, gespenstisches, das der menschlichen Natur nicht immanent ist, sondern ihr äußerlich aufgedrungen werden muß. Im Soldatenstand nimmt diese eiserne Regel die bestimmtere Form der Ehre an. Was ist Ehre? fragt Minna von Barnhelm ihren Geliebten, wie Falstaff sich selber. Er weiß ihr keine andere Antwort zu geben, als daß Frauen nichts davon verstehen. Die Ehre gebietet ihm, in beschränkten Verhältnissen die Hand eines reichen Mädchens, mit dem er lange versprochen war, auszuschlagen; das Darlehn eines Freundes trotz der äußersten Noth zurückzuweisen. Man könnte sonst sagen, daß er aus Habsucht heirathe. Wie löst sich der Conflict? Durch Ueberlistung; man redet ihm ein, daß seine Geliebte verarmt sei, und nun geht die Reihe der Entschliefungen in der gebührenden dialektischen Nothwendigkeit bis zur erwünschten Hochzeit.

## Die Stumme von Portici.

Vernehmt ihr die 101 Schüsse auf dem Capitol, welche die Wiederherstellung der römischen Republik verkündigen? die zweite Aufführung der heroischen Oper von Cola Rienzi? Hört ihr das Jauchzen des italienischen Volks? das in plötzlicher Begeisterung, jugendlich wie seine kälteren Nachbarn im Norden, sich der alten Traditionen erinnert, und in altherkömmlicher Weise, abwechselnd in dunkeln Verschwörungen und in laut tobendem, unmotivirtem Ausbruch die Einheit und Freiheit seines schönen Vaterlandes, die ihm nur in Träumen vorschwebt, in das Reich der Wirklichkeit einzuführen sich abmüht. Die Dolche blitzen wieder in geübten Händen, und von tausend Kehlen hallt das Lied Masaniello's:

Dem Meertyrannen gilt die kühne Sagd!

Als echter Franzose versteht es Scribe meisterhaft, in schnellen kurzen Zügen leichtsinnig aber pikant, das Gemälde mächtiger Leidenschaften anzudeuten. Weder im Fiesco, noch im Tell oder Egmont, hat es der Dichter verstanden, in so bestimmter Spannung die Seele in seiner revolutionären Intrigue mit fortzureißen. Auch in der Musik athmet etwas von der französischen Luft, aus der die Marsfeillaise entsprang. — Das Stück dient nicht zur Empfehlung der Revolution. Wir hassen den alten Polizeistaat, der die liederlichen Gelüste der jungen Prinzen und Gardeleutnants, den armen Fischermädchen gegenüber in Schutz nimmt, wir empfinden den Schmerz der unglückseligen Stummen, wir nehmen mit aller Seele an der Verschwörung Theil. Die Aufregung der Marktscene zittert in unsern eignen Gemüthern nach. Aber nun ist die That geschehen, die Sache der Barrikaden hat gesiegt, und es gilt, den neuen Staat zu organisiren. Es wird ein liberales Ministerium gebildet; der Chef der Insurrection, Masaniello, gestützt auf die Hilfe der Bourgeoise von Neapel, die sich vor dem Pöbelregiment ebenso scheut, als vor der Herrschaft der Soldaten, tritt an die Spitze desselben. Die äußerste Linke wird wieder zur Verschwörung gedrängt, und da sie auf offenen Aufstand nicht rechnen kann, greift sie zum Gift. Masaniello verliert den Verstand und wir haben nun die rothe Republik in der schönsten Form. Der souveräne Unverstand bemächtigt sich der Regierung, und in dem wüsten Wesen, welches sich nun der Republik bemächtigt, wird der Sieg der bewaffneten Reaction und die Wiederkehr des alten Absolutismus als Rettung begrüßt. Ob Neapel damals von Seite der Legitimisten von einem ähnlichen Bombardement heimgesucht worden ist, wie in Palermo in unsern Tagen, entgeht uns über dem grandiosen Transparent-Ausbruch des Besur, der mit seiner naturwüchsigem Empörung die Blut der menschlichen Leidenschaften übertönt.

Armes Italien! noch immer blühen die Schlinggewächse deines individuellen Lebens poetisch über die Ruinen deiner großen Vergangenheit hinaus. Aber die altklassische Form deiner Tempel ist durch die Zeit romantisch geworden; ihre Säu-

Ien und Kuppeln haben einen träumerischen Anstrich unter den Casernen unsers aufgeklärten Staatensystems. Die dreifache Krone des heiligen Vater ist nur noch ein Spielball in der Hand schlauer Diplomaten, die Einheitsgelüste werden von monarchistischen Doctrinairs, wie Gioberti, und am königlichen Condottieri's ausgebeutet. Nimm ein Beispiel an deinen germanischen Stammesvettern, armes Italien, dein Rausch ist verhängnißvoll, die Tragweite deiner Kraft entspricht nicht der Elasticität deiner Wünsche. Mache Frieden mit dem heiligen Vater, Frieden mit deinen Fürsten; die Frühlingsluft der Republik schmeichelt den Sinnen, aber sie führt Krankheiten der ernsthaftesten Art mit sich. Für ein poetisches Gemüth hat der Tausel größern Reiz, als die Prosa nüchternen Thätigkeit, aber deine Poeten, auch wenn sie, wie Mazzini, sich von Hegel etwas haben erzählen lassen, sind wohl im Stande, in heimlichen Spelunken romantische Bündnisse zu schließen, aber nicht, die feste Grundlage eines politischen Gebäudes zu legen, in dem sich wohnen läßt.

## 4.

## Die Zauberflöte.

Es war eine heitere Zeit, die liebenswürdigen Flegeljahre unserer halbverschlafenen Aufklärung, trotz ihrer Perrücken und Keisfröcke, ihrer Geheimnißkrämerei und ihrer unausstehlichen Suffisance. Zwar haben ihre Illuminaten dem Licht, das sie in der sichern Truhe ihrer geheimen Orden verschlossen glaubten, nicht erheblich neue Wege gebahnt, es tanzte irrwischgleich in den Sümpfen des Magnetismus, Somnambulismus und der Geistesfeherei herum, und ihre Wunschelruthe war trotz aller Anstrengung nicht einmal im Stande, die verborgene Goldader der californischen Berge zu erspähen, aber wenn es uns weder den Staat noch unsere Kirche reformirt hat, so hat es uns doch mit den liebenswürdigen Gestalten Papageno's und Sarastro's bereichert.

Warum hat Sarastro nicht in der Paulskirche präsidirt! Als ich in Leipzig die erhebende Scene wiederfab, in welcher der Hohepriester ein neues hoffnungsvolles Mitglied des projectirten Bundesstaats anmeldete, und die Mitglieder der Nationalversammlung, die sich in ihren spitzen Mützen ganz stattlich ausnahmen, aufforderte, frei und unumwunden ihre Ansicht über die Reception auszusprechen, als darauf einmüthig die würdigen Männer eine lange Trompete an den Mund setzten und in schöner Harmonie ihre Einwilligung tutenen, und der große Sarastro erwiederte: Ich danke euch, ihr Biedermänner, im Namen der Menschheit für diese Einstimmigkeit, — da klang mir der Refrain des Liedes in die Ohren: „das ganze Deutschland soll es sein!“ Der schöne Tamino ist durch das Feuer der Octobertage gegangen, vor der giftigen Schlange der Revolution hat ihn der Speer der drei Genien Windischgrätz, Radetzki und Jellachich behütet, und nun klopft er weisheitsklüßtern an die Pforten des Tempels: „es zeigen die Pforten,

es zeigen die Säulen, daß Ordnung und Sitte und Kunstfleiß hier weisen," mehr als in den Marschländern der Schokazen und den Hochgebirgen der Slovaken; von Innen könt ihm bewillkommend der Trompetenstoß der Paulskirche entgegen; aber wo er auch anklopft, es ruft: Zurück, du schöner Prinz, dein himmelblaues Gewand kamt uns nicht täuschen; wir hören den Hockhuf hinter deinen Ferfen, und es lüftet uns nicht nach der Freundschaft deines barbarischen Gefolges von Kroaten und Serezanern!

Warum leben wir nicht in den Zeiten der Rosenkreuzer! Ein Tamino mit seiner Flöte, einen Papageno mit seinem Glockenspiel in die heiligen Hallen geführt, und der wilde Streit hätte ein Ende, Rechte und Linke, Destreicher und Preußen tanzten mit einander einen anmuthigen Cotillon, zu der Melodie: „Das klingen — so herrlich — das klingen — so schön, — nie hab' ich — so etwas — gehört noch gesehn!“

Könnte jeder brave Mann,  
Solche Glöckchen finden,  
Seine Feinde würden dann,  
Sonder Mühe schwinden,  
Und er lebte — ohne sie  
In der schönsten — Harmonie.

Wir haben auch unsere Glöckchen, die lieblichen Phrasen, die das Unmögliche mit spielender Leichtigkeit auf Erden heraufzaubern — Volkssouveränität — Einheit — breiteste Grundlage — auch Herr v. Gagern dankte den Söhnen Germaniens, die einstimmig in die Posaune der Volkssouveränität tüteten, im Namen der Menschheit — aber die Realität des Lebens ist fester, als die der Oper, sie weicht dem Glöckchen nicht, obgleich manch ehrlicher Enthusiast mit Richard III. ausrufen möchte: Mein Königreich für ein Glockenspiel! ganz Deutschland für eine Phrase! —

Genug der Poffen.

Die Tragödie der deutschen Revolution naht ihrer Entwicklung. Fast steht es danach aus, als ob sie in das Genre des Lustspiels fallen wollte. Ueberall hat der deutsche Krähwinkler seine Einheitsmaske abgeworfen und bläht sich im Bewußtsein seiner krähwinkelschen Nationalität; er hat die Stirn, nach seinen langen Einheitspredigten, die Krähwinklelei als das angestammte Recht des legitimen Michel zu proclamiren. Die Macht der Nationalversammlung war das Wort. Was ist das Wort? ein Hauch! Flaumfedern bläht es spielend vor sich hin, die Felsenblöcke hebt es nicht aus ihren Angeln.

Unter diesen Umständen hat die zweite Preussische Note den allein richtigen Weg angedeutet. Die Lage einzelner deutscher Staaten treibt sie nothwendig zu einer innigeren Vereinigung. Keiner darf dazu gezwungen werden, aber wehe dem, der die freiwillig Zusammentretenden hindern wollte!

Möge Sachsen und Baiern dann sich an Oestreich anschließen, oder ein eigenes idyllisches Leben in den Bergen führen; die Nothwendigkeit wird sie in's richtige Gleise treiben, und dann wird Sarastro zu ihnen sprechen:

In diesen heiligen Hallen  
 Kennt man die Rache nicht,  
 Und ist ein Mensch gefallen,  
 Ruft Liebe ihn zur Pflicht.  
 Dann wandelt er an Freundes Hand,  
 Vergnügt und froh in's bessere, ins bessere Land.

J. S.

### Portraits preussischer Wahlcandidaten und Deputirten.

3) Walter. Nicht ohne Scheu nahe ich mich den heiligen Hallen deutschen Professorenthums, doch geht's nicht anders. Wo ein Duzend Deutsche beisammen sind, und seien es auch nur Portraits, da muß wenigstens Ein Professor darunter sein. Indes will ich, eingedenk der Würdigkeit des Gegenstandes, einen so gravitätischen Ton anschlagen, wie nur irgend möglich, und den leichten Soffus mit dem schwerfälligen Gothurn vertauschen. Wir haben hier in Einer Person die erbauliche Trias eines Deputirten, Professors und Ultramontanen vor uns; leider kann ich den politischen Katholicismus weniger hervorheben, da mir der ruhmreiche Hölsteiner dazwischen gefahren ist. Das Eine vergeb' ich ihm nimmer, daß er die Vereinbarer nicht noch die Schul- und Kirchenfrage berathen ließ; im Uebrigen war es kein Unglück, nach den ewigen Wiederholungen des politischen Kannegießers auch einmal eine classische Oper, wie das unterbrochene Opferfest, im Schauspielhause zur Aufführung zu bringen -- der Geschmack des Publikums war schon verderbt genug.

Das Aeußere eines deutschen Professors ist bekannt: das verwitterte Antlitz, die knöcherne, gebückte Gestalt, das eigenthümliche Gelehrtengrau des wirren Haares -- das Alles ist stereotyp, wie Harlekins Schellenkappe. Doch prägt sich in Walter's Gesicht neben jener bekannten Verbissenheit und Zerstreutheit noch ein gewisser Zug kindlicher Naivetät aus. Dies Exterieur täuscht uns nicht, wir finden dieselbe ungezwungene Natürlichkeit in seinem Wesen wieder. Unter den würdigen Commilitonen der Fridericia Guilelma Rhenana war er zu meiner Zeit nur unter dem Namen des Herzbrechenden bekannt. In jeder Vorlesung nämlich besprach er wenigstens Eine Conjectur des „unsterblichen“ Niebuhr -- und fast jedesmal fügte er in kläglichem Tone hinzu: „Meine Herren!